WerkstattGeschichte 42, Klartext Verlag, Essen 2006, S. 77-89

■ SANDRA MASS

»Eine Art sublimierter Tarzan«

Die Ausbildung deutscher Entwicklungshelfer und -helferinnen als Menschentechnik in den 1960er Jahren

Winfried Böll, langjähriger leitender Mitarbeiter im Ministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung unter Walter Scheel, bezeichnete 1980 den Entwicklungsexperten als »eine Art sublimierten Tarzan«[1]. Er stünde im Mittelpunkt divergierender Zuschreibungen und sich widersprechender Erwartungen. Als Vertreter der Industrieländer solle er sowohl die Errungenschaften des Westens repräsentieren als auch kritische Distanz zu den negativen Auswirkungen der Konsumgesellschaft halten. Von seinen historischen Vorläufern, den Kolonialisten, Missionaren und Militärs, grenze er sich selbstverständlich ab. Ein sublimierter Tarzan sei der Experte nach Böll insofern, als dass er sowohl die westliche als auch die indigene Kultur des Entwicklungslandes kenne, aber weniger von libidinösen als von idealistischen Motiven bestimmt werde.[2] Als Böll dies 1980 schrieb, hatten die EntwicklungshelferInnen und -expertInnen schon zwei Jahrzehnte Experimente, Tagungen und Ausbildungstechniken hinter sich, die zu der von ihm beschriebenen Figur der »Superfrau« oder des »Supermanns« der Entwicklungshilfe führten. Zu Beginn der westdeutschen Entwicklungshilfe in den 1960er Jahren jedoch waren die Konzepte zur Auswahl und Schulung der EntwicklungshelferInnen als auch die Entwicklungskonzepte selbst noch eindeutig an die Vorstellung einer nachholenden Industrialisierung geknüpft.

Das Ziel der frühen Entwicklungshilfe war die Etablierung industrieller und infrastruktureller Projekte und die betriebswirtschaftliche Schulung der indigenen Bevölkerung. Die Annahme, dass erst durch einen Industrialisierungsprozess die Armut der Entwicklungsländer wirkungsvoll bekämpft werden könne, beinhaltete zudem die Idee, dass die Menschen die Techniken einer kapitalistischen Marktwirtschaft ganz individuell zu erlernen hatten.[3]

1 Winfried Böll, Vorwort, in: Walter K. H. Hoffmann, Vom Kolonialexperten zum Experten der Entwicklungszusammenarbeit, Saarbrücken 1980. Ich danke Markus Otto für seine hilfreiche Kritik und Diskussion des Textes.

2 Das literarische Vorbild ›Tarzan‹, das Edgar Rice Burroughs Anfang des 20. Jahrhunderts entwarf, verkörperte sowohl männliche Stärke und Naturnähe als auch aristokratische, britische Herkunft. Tarzan ist der Sohn von Lord Greystoke, einem Engländer, »der gern als Verkörperung siegreichen Heldentums [...] angesehen wird – eine kraftvolle männliche Erscheinung und dies im geistigen, moralischen und physischen Sinn«, und von Lady Alice Rutherford. Tarzan wurde zum populären Spiegel einer als verweichlicht und überzivilisiert wahrgenommenen britischen Oberschicht. Edgar Rice Burroughs, Tarzan, München 1999 (engl. Originalausgabe v. 1912/13), S. 7.

3 E. P. Thompson interpretierte 1973 den merkantilistischen Diskurs über die englischen Unterschichten des 18. Jahrhunderts als Disziplinierungsstrategie für Arbeiter und hat dies mit dem Reden des 20. Jahrhunderts über die Arbeiter in Entwicklungsländern verglichen. Entwicklungshilfe ist seiner Meinung nach der Versuch, eine industrielle Disziplin zu installieren, wie es europäische Arbeiter und Arbeiterinnen schon seit mindestens zwei Jahrhunderten erfuhren. Edward

Der Entwicklungshilfediskurs vermied damit eine naive Vorstellung von ›Natürlichkeit‹ in seiner Entwicklungsidee, wie es vor allem für die biopolitischen Diskurse des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts prägend gewesen war, sondern betrachtete den europäischen Menschen als ein den industriellen Gegebenheiten angepasstes und trainiertes Subjekt. In Entsprechung zu dieser zeitlichen Entwicklungsvorstellung des europäischen Menschen wurde die Hilfe für die Menschen der »Dritten Welt« als Aufholen einer bislang nicht durchlaufenen historischen Phase betrachtet, die unter Anleitung von Helfern zu einem ähnlichen Arbeitsdispositiv führen würde. Damit übernahm die frühe Entwicklungshilfe der Bundesrepublik einen pädagogischen Auftrag, der sich auf die Einübung kapitalistischer Zeitökonomie und Disziplin konzentrierte. Die professionellen ExpertInnen und HelferInnen der Entwicklung beschränkten sich jedoch keineswegs auf die so genannten unterentwickelten Menschen. Insbesondere die EntwicklungshelferInnen gerieten verstärkt in den Fokus der Entwicklungsstrategen, die die Pläne und Ausbildungslehrgänge für die westlichen HelferInnen konzipierten. Mit Hilfe von Psychologen wurden Verhalten, Charakter und Körper der EntwicklungshelferInnen beurteilt und geschult, um einen aus der Perspektive der Entsendeorganisationen erfolgreichen Aufenthalt in der »Dritten Welt« zu garantieren. (Geschlechts-)Körper und Ökonomie wurden in den Vorstellungen der Entwicklungshilfe zu etwas verknüpft, das hier in Anlehnung an die Formulierung von Wladimir Eliasberg »Menschentechnik« genannt werden soll.[4] Obgleich sich die Entwicklungshilfe nicht explizit auf die Vorstellung einer optimierten und standardisierten Produktionsweise bezog, beinhalteten die Anforderungen an die EntwicklungshelferInnen und die zu Entwickelnden in den 1960er Jahren jedoch genau den Diskurs einer Menschentechnik, wie er sich trotz vielfältiger Unterschiede auch im Taylorismus, im Fordismus, in der Psychotechnik und in der Arbeitsphysiologie wieder fand.[5] Menschentechnik bezeichnet demnach das Set an Regulierungs- und Disziplinierungstechniken des Menschen im Arbeitsdispositiv. Sie beinhaltet die Vorstellung, dass sich gesellschaftliche Normen und Verhaltensanforderungen in den Körper und seine Abläufe einschreiben und damit naturalisiert werden.[6]

Im Folgenden gilt es demnach zweierlei zu zeigen. Erstens argumentiert der Aufsatz, dass die Ausbildung der ersten Generation von EntwicklungshelferInnen die europäischen Imagi-

P. Thompson, Zeit, Arbeitsdisziplin und Industriekapitalismus, in: ders., Plebeische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, Frankfurt/M. 1980, S. 35–66.

4 Der Sozialpsychologe Wladimir Eliasberg bezeichnete 1926 sowohl die Ideen von Taylor und Ford als auch die im 19. Jahrhundert entstandene europäische arbeitswissenschaftliche Disziplin der Psychotechnik als eine »Menschentechnik«. Wladimir Eliasberg, Richtungen und Entwicklungstendenzen in der Arbeitswissenschaft, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 56 (1926), S. 78–87; zit. n.: Friedrich Fürstenberg (Hg.), Industriesoziologie I: Vorläufer und Frühzeit 1835–1934, Neuwied ^{2}1966, S. 46; siehe auch: Siegfried Jaeger/Irmingard Staeuble, Die Psychotechnik und ihre gesellschaftlichen Entwicklungsbedingungen, in: François Stoll, Die Psychologie des 20. Jahrhunderts, Bd. XIII, Zürich 1981, S. 53–95; Philipp Sarasin, Die Rationalisierung des Körpers. Über »Scientific Management« und »biologische Rationalisierung«, in: ders., Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse, Frankfurt/M. 2003, S. 61–99.

5 Der vorliegende Text fragt nicht nach der Rezeption, der Wirkung und nach dem Widerstand auf Seiten der Menschen in den ›Entwicklungsländern‹, sondern untersucht vor allem die Vorstellungen über die ›entwickelten‹ HelferInnen.

6 Siehe dazu vor allem: Anson Rabinbach, Motor Mensch. Kraft, Ermüdung und die Ursprünge der Moderne, Wien 2001.

nationen von den moralischen und körperlichen Gefährdungen der Kolonialisten tradierte. Wie auch in den zeitgenössischen Texten über koloniale Auswanderer bezog sich die Sorge auf die Physis und Psyche der EntwicklungshelferInnen. Zweitens beschreibt die Untersuchung, wie an die Stelle der kolonialen Angst vor der ›rassischen‹ Vermischung, d.h. der Unkenntlichmachung der Grenze zwischen weißen Kolonialisierern und schwarzen Kolonialisierten, die Bedrohung des möglichen Verlustes der ökonomischen Vorzeigefunktion der EntwicklungshelferInnen trat. *Going native* bedeutete in den postkolonialen 1960er Jahren, die historisch gewachsene Körperdisziplin durch ›Tropenkoller‹ oder unbegrenzte Empathie zu verlieren. Dieser Bedrohung versuchten die Entwicklungshilfestrategen mit einem Rückgriff auf die koloniale Praxis zu entgehen: Die Entsendung von deutschen (Ehe-)Frauen galt als probates, wenn auch nicht ungefährliches, Mittel gegen den Verlust der Arbeitsethik, der dem entwickelten Mann drohte.

Strukturen staatlicher und privater Entwicklungshilfe

Die Anfangsjahre der deutschen Entwicklungshilfe waren vor allem vom Transfer westlicher Technik und Infrastruktur geprägt und die Entwicklungshilfe folgerichtig im Bundesministerium für Wirtschaft verortet. Erst mit der Gründung des »Ministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit« (BMZ) Ende 1961 konnten die Bestrebungen der Zusammenarbeit mit Außenministerium und Bundestag synchronisiert werden.[7] Entwicklung meinte in der ersten Dekade staatlicher Entwicklungspolitik Industrialisierung, Überwindung von als traditionell gekennzeichneten Verhaltensweisen und Etablierung von politischen Systemen westlicher Herkunft in als unterentwickelt gekennzeichneten Ländern. Westliche Staaten galten als Paradigma, an dem sich die Entwicklung dieser Länder zu orientieren hatte. Ludwig Erhard beispielsweise betonte Ende der 1950er Jahre die Schaffung von Kaufkraft, die erhöhte Produktion von Gütern und die Förderung von Unternehmerpersönlichkeiten als Voraussetzungen zur Erhöhung des Lebensstandards in den Entwicklungsländern.[8] Parallel

7 Dirk van Laak, Imperiale Infrastruktur. Deutsche Planungen für eine Erschließung Afrikas, 1880–1960, Paderborn 2004, S. 360. Der Beginn der staatlichen Entwicklungshilfe in Deutschland lässt sich nicht eindeutig festlegen. Die erste Zahlung der BRD wurde jedoch 1952 vorgenommen. Zur Geschichte der deutschen Entwicklungshilfe siehe: Klaus Bodemer, Entwicklungshilfe – Politik für wen? Ideologie und Vergabepraxis der deutschen Entwicklungshilfe in der ersten Dekade, München 1974; Hendrik Grote, Von der Entwicklungshilfe zur Entwicklungspolitik. Voraussetzungen, Strukturen und Mentalitäten der bundesdeutschen Entwicklungshilfe, 1949–1961, in: Vorgänge 2 (2004), S. 24–35; Franz Nuscheler, Lern- und Arbeitsbuch Entwicklungspolitik, Bonn 1991; Heide-Irene Schmidt, The Foreign Assitance Policy of the Federal Republic Germany, 1958–1971, in: Contemporary European History 12 (2003) 4, S. 473–507; Brigitte H. Schulz, Development Policy in the Cold War Era. The two Germanies and Sub-Saharan Africa, 1960–1985, Münster 1995; J. White, German Aid. A Survey of the Sources, Policy, and Structure of German Aid, London 1965; Christian Jetzlsperger, Die Emanzipation der Entwicklungspolitik von der Hallstein-Doktrin. Die Krise der deutschen Nahostpolitik von 1965, die Entwicklungspolitik und der Ost-West-Konflikt, in: Historisches Jahrbuch 121 (2001), S. 320–366.

8 Ludwig Erhard, Wir helfen, wie uns geholfen wurde. Grundzüge deutscher Entwicklungshilfe, in: Indo-Asia 1 (1959) 2, S. 111–114. Erhard leitete die Legitimität der Entwicklungshilfe noch aus der deutschen Erfahrung der Nachkriegsgesellschaft mit dem Hinweis auf den Marshall-Plan ab, eine Begründung, die aber im Laufe der 1960er Jahre aus der öffentlichen Debatte verschwand. Zum Verhältnis von Westdeutschland und Afrika siehe: Ulf Engel, Die Afrikapolitik der Bundesrepublik Deutschland 1949–1999. Rollen und Identitäten, Hamburg 2000.

zu dieser ökonomischen Begründung fungierte die Entwicklungshilfe als politisches Mittel im Kalten Krieg. Propheten der finanziellen Unterstützung von gerade dekolonisierten Ländern sahen in der monetären Investition ein Mittel zur Begrenzung des kommunistischen Einflusses auf die Länder der »Dritten Welt«.[9] Der unfreiwillige Verlust der deutschen Kolonien im und nach dem Ersten Weltkrieg galt zudem als strategischer nationaler Vorteil gegenüber den anderen ehemaligen Kolonialländern.[10]

Die wirtschaftlich und politisch motivierte Hilfe wurde ergänzt durch einen Diskurs der Nächstenliebe in den christlichen Entwicklungshilfeorganisationen, der sich insbesondere vor dem Hintergrund der Nachkriegsprosperität in ganz Europa auf die Bekämpfung der Armut und des Hungers in der »Dritten Welt« konzentrierte. Kirchliche und missionarische Entwicklungshilfebefürworter stellten sich gegen eine rein materielle Ausstattung der Entwicklungshilfe, weil sie darin eine wertfreie Hilfe sahen. Die Betonung der Gefahr einer ausschließlich finanziellen Hilfe bot allerdings Schnittstellen mit der antikommunistischen Ausrichtung der staatlichen Entwicklungshilfe, stellten Armut und Hunger aus der Perspektive beider Richtungen doch einen geeigneten Nährboden für kommunistische Agitation dar.

Ausbildung der EntwicklungshelferInnen

Anders als in anderen europäischen Kolonialnationen war die deutsche Tradition der Entsendung und Ausbildung von Kolonialbeamten durch den Verlust der Kolonien in und nach dem Ersten Weltkrieg abgebrochen.[11] Als Vorbild galten demnach in den Anfangsjahren weniger die Entsendungsmodi der ehemaligen Kolonialisten, wie es in den anderen Ex-Kolonialländern der Fall war[12], sondern die aus den USA stammenden *Peace Corps*, in denen Jugendliche international zusammenarbeiteten und Kriegsschäden beseitigten. In den 1960er Jahren waren in Deutschland vor allem vier Dienste mit der Ausbildung und Entsendung von EntwicklungshelferInnen betraut: der Deutsche Entwicklungsdienst (DED), die katholische Arbeitsgemeinschaft für Entwicklungshilfe (AGEH), die Arbeitsgemeinschaft privater Entwicklungs-Dienste (APED) und die evangelische Organisation

9 Zum Verhältnis der DDR zur »Dritten Welt« siehe: Ulf Engler/Hans-Georg Schleicher (Hg.), Die beiden deutschen Staaten in Afrika: Zwischen Konkurrenz und Koexistenz 1949–1990, Hamburg 1998.

10 Deutsche Stiftung für Entwicklungshilfe, Auswahl und Vorbereitung von deutschen Fachkräften für die Tätigkeit in Entwicklungsländern. Empfehlungen der Teilnehmer aus zwei Arbeitstagungen im Oktober 1960, Berlin 1961, S. 3. Ähnlich argumentierte auch Rudolf Vogel, Sachliche und personelle Voraussetzungen der Entwicklungshilfe, Hamburg/Bonn 1960, S. 8. In England und Frankreich wurden diese Fragen folgerichtig anders diskutiert. Das britische »Koloniale Entwicklungsgesetz« vom 26. Juli 1929 beinhaltete beispielsweise eine finanzielle Förderung der Infrastruktur sowie eine Kreditvergabe und bereitete die postkoloniale Entwicklungshilfe vor. Herward Sieberg, Colonial Development. Die Grundlegung moderner Entwicklungspolitik durch Großbritannien 1919–1949, Stuttgart 1985; zu Frankreich: Stefan Brüne, Die französische Afrikapolitik. Hegemonialinteressen und Entwicklungsanspruch, Baden-Baden 1993.

11 White, German, S. 165.

12 In anderen Ländern konnte die Ausbildung von Entwicklungshelfern bruchlos an die Ausbildung für Kolonialmigranten anschließen. Siehe dazu die internationale Diskussion in: C. Bonte-Friedheim u.a. (Hg.), Training of European Experts and Specialists within the Framework of Agricultural Development Assistance. Documentation on the International Conference held from 29 June to 4 July 1962 in Berlin-Tegel, Berlin 1962, S. 7, 31 u. 34.

Dienste in Übersee (DÜ). Die Aufgaben der Entwicklungsdienste bestanden in der Werbung und Auswahl von EntwicklungshelferInnen, deren Ausbildung und Vorbereitung sowie der Durchführung des Einsatzes im jeweiligen Land mit anschließender Rückgliederungshilfe.[13] Die Ausbildung der EntwicklungshelferInnen dauerte je nach Organisation zwischen drei und acht Monate. Sie umfasste Geschichte, Ökonomie, Politik und Kultur des jeweiligen Landes, Pädagogik, Tropenhygiene und -krankheiten, Sport sowie die Planung der Freizeitgestaltung. Sprachunterricht wurde vor allem in einer der Verkehrssprachen erteilt, in den späteren Jahren beinhaltete der Sprachunterricht auch Hindi, Farsi u. a. Als Vertreter ihres Herkunftslandes im Ausland wurden die EntwicklungshelferInnen zudem in der politischen Kultur Deutschlands geschult. Das vorbereitende Training sollte neben historischer, sprachlicher und kultureller Kenntnis über das jeweilige Land auch »Kenntnis und Verständnis der ganz anders gearteten Sitten und Gebräuche [vermitteln], um sich als Deutscher taktvoll und geschickt anzupassen und auf die Mentalität des Gastlandes einstellen zu können.«[14]

Die Deutsche Stiftung für Entwicklungsländer (DSE) war zuständig für die Ausbildung von Experten und wissenschaftlichen Entwicklungsfachkräften, die bis 1968 in nur einwöchigen Schulungen auf ihren Auslandsaufenthalt vorbereitet wurden.[15] Erst Ende der 1960er Jahre wurde die Möglichkeit einer dreimonatigen Vorbereitung realisiert, in deren Rahmen nun auch Probleme interkultureller Kommunikation und Reflexion des eigenen Verhaltens thematisiert wurden.[16] Die Ausbildung der Entwicklungsexperten fand in der »Zentralstelle für Auslandskunde« in Bad Honnef statt. Das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit bestand bei der Gründung des DED 1963 noch darauf, dass der Freiwillige als »Handarbeiter« von den beratenden und vorgesetzten Experten zu unterscheiden sei.[17] Ein Experte solle einen »berufserfahrenen, fachlich gut qualifizierten Sachverständigen« darstellen, während der Entwicklungshelfer aus idealistischen Gründen bereit sein solle, auf eine angemessene Entlohnung zu verzichten.[18] An der 1969 erfolgten Gleichstellung der Entwicklungshilfe mit dem Zivil- und Wehrdienst aber lässt sich eine zentrale Funktion ablesen, die über den Entwicklungsauftrag hinausging und die HelferInnen selbst betraf: An den Erfahrungen im Entwicklungsdienst sollte deren Persönlichkeit reifen.[19]

13 DED, Entwicklungshilfe zum Mitmachen – Entwicklungsdienste in der Bundesrepublik, Berlin [2]1970, S. 30. Im Rahmen des DED wurden in den ersten fünf Jahren seines Bestehens 2.313 Entwicklungshelfer und -helferinnen in 28 Länder entsandt. Der Frauenanteil lag 1966 bei 38,8 %. Zur Geschichte des DED siehe: Haase, Lenkung; 40 Jahre DED. Ein Rückblick – Bilder, Festreden, Impressionen, hg. v. DED, Bonn 2003; für die weiteren Entwicklungsdienste siehe: Ulrike Ries, Die deutschen Entwicklungsdienste, in: dies. (Hg.), Entwicklungshelfer. Deutsche in der Dritten Welt, Hannover 1971, S. 19–46.

14 DSE, Auswahl, Anlage 1, S. 3.

15 Hoffmann, Kolonialexperten, S. 217.

16 Ebd., S. 219.

17 Haase, Lenkung, S. 25.

18 Diese Unterscheidung zwischen Experten und Entwicklungshelfern wurde jedoch spätestens in den 1970er Jahren obsolet, da die Entwicklungshelfer zunehmend mit Berufserfahrung und höherem Alter rekrutiert wurden. Allein die Bezahlung mag bis heute das einzige Unterscheidungsmerkmal sein.

19 DED, Entwicklungshilfe, S. 10.

Demokratisierte Abenteurer – Sendungsbewusstsein und Empathie

Der überseeische Auslandsdienst war in den Anfangsjahren als Erziehungsprogramm für junge Deutsche zwischen 23 und 30 konzipiert, als ein implizites Demokratietraining, in dem sich die BewerberInnen individuell aber auch als Angehörige einer nationalen Gruppe zu bewähren hatten. Die Werbung um geeignete Personen für die Entwicklungshilfe stellte sowohl die Vorbereitung als auch die Auslandstätigkeit selbst als Möglichkeit zur Reifung der Persönlichkeit der jungen BewerberInnen dar. Bundespräsident Heinrich Lübke verknüpfte 1964 bei der Festveranstaltung »5 Jahre Misereor – die Kirche in der Welt des Elends« die Entwicklung der Persönlichkeit mit der Möglichkeit für die deutsche Jugend, sich durch ein so genanntes Abenteuer im fremden Land zu bewähren: »Die Bewährung, die Ihr sucht, das Abenteuer, das Euch lockt, die fremden Länder, die Euch faszinieren, warten auf Euch. Lernt, ertüchtigt Euch im Beruf, wenn möglich auch in Sprachen und in der Allgemeinbildung. Wenn Ihr dann glaubt, etwas leisten zu können, meldet Euch für den Entwicklungsdienst.«[20] Die Organisatoren der Entwicklungshilfe dagegen versuchten zumeist den Eindruck zu vermeiden, dass es sich bei den Menschen, die im Ausland tätig wurden, um Abenteurer handelte und betonten, dass genau diese Abenteuerlust schädlich für den Dienst sei. So stellte ein Redner Anfang der 1960er Jahre im Rahmen eines Kolloquiums zum Thema der »Personellen Frage der Entwicklungshilfe« klar, dass der abenteuerliche Menschentyp nicht mehr gefragt sei.[21] Auch für schweizerische Entwicklungshilfe galt, dass »die romantische Abenteuerlust und dergleichen« kein positives Motiv für die Entwicklungshilfearbeit sei.[22] Diese im Widerspruch zu Lübke stehende Abwehr des Abenteuermodells hatte mindestens zwei Gründe. Zum einen galt es den Eindruck zu vermeiden, dass die Entsendung und Ausbildung von EntwicklungshelferInnen direkt an die vergangene imperiale Ausbildung der Kolonialisten anschloss. Zum anderen verband sich mit den EntwicklungshelferInnen eine Persönlichkeitsvorstellung, die sich deutlich von dem soldatischen Ideal der Nationalsozialisten abgrenzen sollte. Der DED betonte vor diesem Hintergrund in der Werbebroschüre »Entwicklungshilfe zum Mitmachen«, die 1970 in zweiter Auflage erschien, die Bedeutung von Empathie und Verständnis als Grundcharakteristika erfolgreicher Kandidaten für den Entwicklungsdienst.[23]

Doch gleichzeitig lässt sich in den Ausbildungsprogrammen der frühen 1960er Jahre ein Bild jugendlicher Bewährung wiederfinden, das dem des Bundespräsidenten ähnelte und sich aus den noch immer virulenten Kolonialphantasien über Afrika nährte. So war zum Beispiel das erste Jahrzehnt der DED-Ausbildung von der Vorstellung geprägt, dass mit den EntwicklungshelferInnen ein »afrikanisches Lebensgefühl« geübt werden müsse, indem die Ausbilder ihnen Überlebenstricks beibrachten: Brot backen, Hühner schlachten, Feuer machen mit Feuerstein, Knoten binden und ein allmorgendliches Abhärtungstraining um sechs Uhr morgens standen auf dem Stundenplan der Ausbildungsstätte Wächtersbach.[24] Die ehemalige Entwicklungshelferin Renate Holzapfel erinnert sich, dass die Vorberei-

20 Bulletin des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung, 12. März 1964, Nr. 46, S. 401f., hier S. 402.

21 Personelle Fragen der Entwicklungshilfe, hg. v. d. Kammergemeinschaft Ausbildung und Bildung, Hamburg 1961, S. 8.

22 Renschler, Konzeption, S. 186.

23 DED, Entwicklungshilfe, S. 45.

24 Horst Breier, Das Thema ist kontrovers. Einige Anmerkungen zum Problem der Vorbereitung von Entwicklungshelfern, in: DED-Brief, Oktober 1975, S. 7–14, hier S. 11; Haase, Lenkung, S. 124.

tung im Wächtersbacher Schloss in den 1960er Jahren »fast eine Jugendlager-Atmosphäre« hatte.[25]

Von Beginn der Entsendung von deutschen EntwicklungshelferInnen ins Ausland waren die charakterlichen Eigenschaften stärker umstritten als beispielsweise die beruflichen Qualifikationen. Alle beteiligten Institutionen waren sich allerdings einig, dass die BewerberInnen Offenheit, Geduld und Anpassungsfähigkeit mitbringen sollten. Anfang der 1960er Jahre waren die Auswahlkriterien zwar noch unerprobt und flexibel, allerdings wurde die Erarbeitung einer festgelegten Auswahlmethode schon 1960 im Rahmen einer Tagung der DSE angemahnt.[26] Diese sprach sich deutlich für bestimmte Kompetenzen der Bewerber aus: »Vor allem kommt den wesentlichen Eigenschaften wie Anpassungsfähigkeit, Durchstehvermögen und Geduld, Bereitschaft zum Hinansetzen des eigenen Geltungsbedürfnisses besondere Bedeutung zu.«[27] Den EntwicklungshelferInnen des DED sollten Bescheidenheit bezüglich materieller und beruflicher Vorteile den Einsatz in den jeweiligen Ländern erleichtern. In der Anleitung der Indigenen zur Selbsthilfe sollten sie selbst Nützliches für ihr eigenes Leben mitnehmen, indem sie die »Ärmel hochkrempeln und selbst anzupacken« lernten. Gefordert wurde ein »vorbildliches Verhalten« in der Arbeit und in der Freizeit[28] sowie »gute Gesundheit, solide Fähigkeiten im Beruf sowie die Bereitschaft, mit Menschen anderer Kulturen oder Religionen zusammenzuarbeiten und mit ihnen zwei oder drei Jahre lang zu leben [...].«[29] Der DED formulierte ein dezidiertes Persönlichkeitsmodell für EntwicklungshelferInnen:

»Er soll reif und ausgeglichen sein, unvorhergesehene Situationen meistern können und nicht leicht aus dem Gleichgewicht geraten. Er muß anpassungsfähig sein und in der Lage, auf Veränderungen seiner Umwelt so einzugehen, daß seine Arbeit noch wirkungsvoll bleibt. Er soll Humor haben, er soll offen und kontaktstark sein, d. h. mit anderen Menschen enge Beziehungen aufbauen können, er muß das Prinzip, unter dem der Einsatz erfolgen wird, bejahen und bereit sein, auf Spitzenverdienst und nach Leistung differenziertes Einkommen zu verzichten.«[30]

Die DSE formulierte ihre Ansprüche 1961 eher durch den Ausschluß negativer Kriterien: Der Experte solle weder »der sture Mensch, der Prinzipienfanatiker, der Pedant und der trockene Spezialist« sein, kein »sozial kontaktarme[r] Eigenbrötler« und kein »doktrinäre[r] Parteigänger«. Weder der »fernwehige Romantiker« noch der »egozentrische, selbstbezogene Erfolgsmensch« sei, so die Stiftung, geeignet für die Entwicklungszusammenarbeit.[31]

Im Verlauf der 1960er Jahre wurden, in Entsprechung zu der seit Mitte der 1950er Jahre in westdeutsche Firmen integrierten »humane[n] Betriebsexperten«[32], die Sozialpsychologie und Psychologie mit in die Bewerbungsgespräche einbezogen. Die Auswahl der Entwick-

25 Renate Holzapfel, Der rote Faden im Leben. Auch nach über 30 Jahren gehört der DED noch irgendwie mit zur Familie, in: DED-Brief 1, 2004, S. 27–29, hier S. 27.
26 DSE, Auswahl, S. 5.
27 Ebd.
28 DED, Entwicklungshilfe, S. 6.
29 Ebd., S. 31.
30 Ebd., S. 32.
31 DSE, Inhalt und Methodik kurzfristiger Vorbereitungskurse für Fachkräfte, die in Entwicklungsländer gehen. Protokoll eines Expertengesprächs am 24./25. Mai 1961, zit. n.: Hoffmann, Kolonialexperten, S. 181.
32 Ruth Rosenberger bezeichnet die neuen Experten – Betriebspsychologen und Personalexperten – in der Wirtschaft durchaus treffend als »betriebliche Humanexperten«. Ruth Rosenberger, Von der sozialpolitischen zur personalpolitischen Transformationsstrategie. Zur Verwissen-

lungshelferInnen und die Grundlagen für deren Ausbildung wurden im Auftrag des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit von der Sozialpsychologischen Forschungsstelle für Entwicklungsplanung konzipiert, die Empfehlungen auf der Grundlage ihrer Befragungen aussprach.[33] Damit wurde die psychologische Dimension Bestandteil des Auswahlverfahrens der BewerberInnen, die fortan in dem Verfahren auch psychologischen Tests und Gesprächen mit dem psychologischen Dienst der jeweiligen Organisation unterzogen wurden. Mithilfe psychologischer Beurteilung wurde jedoch nicht nur analysiert, ob der oder die BewerberIn in der Lage war, den ›Unterentwickelten‹ die Regeln der Industrialisierung beizubringen. Die Zuhilfenahme einer Wissenschaft vom Menschen konzipierte damit schließlich auch das Ideal der Entwicklungshilfe und prägte die Vorstellung, wie die Erziehung der Menschen zum ökonomischen Subjekt vonstatten gehen sollte: Eine Mischung aus Nähe und Distanz, weder diktiert vom Eurozentrismus noch von einer zu großen Freundschaft geprägt, paternalistisch aber nicht autoritär, sondern geduldig und verständnisvoll. Das Charakterprofil, das Psychologen und Entwicklungsorganisationen beim Entwicklungshelfer zu optimieren suchten, spiegelte sowohl das Bild von den zu entwickelnden Menschen wie es auch als Leitbild für einen entwickelten und gelassenen Menschen der Industrienation fungierte. In dieser Rationalisierungsvorstellung galt das Diktat eines angemessenen Verhaltens sowohl für die ›Entwickelten‹ als auch für die ›Unterentwickelten‹. Die Ausschlussgründe, mit denen BewerberInnen abgelehnt wurden, stammten folgerichtig aus dem Vokabular der psychologischen Experten: »romantische Gefühlsschwelgerei, hysteroide Kontaktsüchte und ähnliches [...]«[34] galten als unpässlich für den Auslandsdienst.

Anton Antweiler betonte in seinem »Versuch einer Theorie« über die Entwicklungshilfe die historisch gewachsenen Eigenschaften, die den Wohlstand der industrialisierten »Ersten Welt« erst möglich gemacht hätten. Der Autor fasst in seinem Buch zusammen, was im Diskurs der Menschentechnik die Einschreibung der Rationalisierung in den Körper und, damit verbunden, das ganze Set an bürgerlichen Tugenden, wie Bürgersinn, Gemeinschaftsgeist etc. bezeichnet:

»[...] ein weit zurückreichendes Erbe an Rechenhaftigkeit, Sachlichkeit, Eindringlichkeit; ein stets bereiter Wille zu Verlässlichkeit, Pünktlichkeit, Einfügung; ein stets verfügbarer Schatz an Erfahrung, Erkenntnis, Klugheit, der außerdem stets zunimmt; ein hohes Maß an Bürgersinn, Gemeinschaftsgeist, Verantwortungsbereitschaft; eine selbstverständliche Ehrlichkeit in Geschäften, auch bei den Steuern, dem Staat gegenüber.«[35]

Antweiler greift den bürgerlichen und ökonomischen Diskurs des 19. und 20. Jahrhunderts als eine Realität gewordene Idealvorstellung, einen Idealtypus des industrialisierten Menschen, auf, der nach anfänglichen Schwierigkeiten die Verhaltensweisen den neuen

schaftlichung betrieblicher Personalpolitik in westdeutschen Unternehmen 1945 bis 1980, in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte 50 (2005) 1, S. 63–82.

33 Die Ergebnisse sind nachzulesen in: Auswahl- und Ausbildungsverfahren für Fachkräfte der Deutschen Entwicklungshilfe. Studie im Auftrag des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit, hg. v. der Sozialpsychologischen Forschungsstelle für Entwicklungsplanung an der Universität des Saarlandes, Saarbrücken 1967; siehe auch: Dieter Dankwortt, Zur Psychologie der deutschen Entwicklungshilfe. Eine Analyse von Meinungen, Motiven und Gefühlen um die deutsche Entwicklungshilfe, hg. v. der Carl-Duisberg-Gesellschaft, Baden-Baden/Bonn 1962.

34 Auswahl- und Ausbildungskriterien, S. 49.

35 Anton Antweiler, Entwicklungshilfe. Versuch einer Theorie, Trier 1962, S. 117.

Gegebenheiten angepasst hätte; von Eigensinn und Widerstand ist bei Antweiler keine Spur. Diese Beschreibungen der als historisch notwendig bezeichneten Persönlichkeitsstruktur der ›Entwickelten‹ spiegelten zugleich die Kennzeichnungen der ›Unterentwickelten‹ wider. Walter Boßhard, ein Schweizer Forstingenieur, argumentierte ähnlich. In seiner Darstellung wird jedoch die diesem bürgerlich-ökonomischen Menschenentwurf gegenüberstehende Persönlichkeit des ›Unterentwickelten‹ explizit ergänzt. Bei den Europäern herrsche, so Boßhard, ein »Geist der Sachlichkeit«: »Man ordnet sich ein, man übernimmt Verpflichtungen, man stellt berechtigte Forderungen [...]. Pünktlichkeit, Verantwortungsbewusstsein, Disziplin, Selbständigkeit, Sauberkeit, Genauigkeit, Ordnungssinn sind Eigenschaften«, die aus seiner Perspektive die entwickelten Menschen wie selbstverständlich kennzeichneten. Die Menschen in der »Dritten Welt« bestimmt er aus einem Mangel: Sie seien von »fachliche[r] und menschliche[r] Unsicherheit, [...] wenig ausgeprägtem Verantwortungssinn und [...] kleinem Leistungswillen [...]«, zudem sähen sie in der Arbeit nicht »dieselben sittlichen Werte [...] wie bei uns.« Eine Ausnahme von seiner Charakterisierung machte Boßhard, indem er denjenigen, die dem »kolonialen Einfluß in weitsichtiger Weise längere Zeit« ausgesetzt waren, zusprach, an europäische Arbeitswelten gewöhnt zu sein.[36] Der Schweizer Forstingenieur konzipierte eine Arbeitsethik, die seiner Anschauung nach unerlässlich für gesellschaftlichen und vor allem wirtschaftlichen Erfolg sei. Die Aufgabe der Entwicklungshilfe sei es, diese Ethik der Rationalität und Arbeit zu vermitteln und die Menschen dementsprechend zu erziehen. Auch der DED vertrat die Vorstellung eines auf der Basis rationalen Kalküls agierenden *homo oeconomicus*, der die Grundlage von Fortschritt und Armutsbekämpfung sei: »Die Menschen in den Entwicklungsländern [...] haben eine andere Einstellung zu Arbeit, vielleicht haben sie ganz andere Vorstellungen von Geld und Geldeswert und wollen die Notwendigkeit der Geldwirtschaft nicht einsehen.« Der DED betonte jedoch gleichzeitig den nun gar nicht pekuniären Gewinn, den die EntwicklungshelferInnen aus ihren Begegnungen mit diesem vermeintlich nicht entwickelten ökonomischen Habitus ziehen könnten: »Doch all dieses Neue, Besondere, Abenteuerliche, Ungewohnte bedeutet für den Entwicklungshelfer einen Zuwachs an Erfahrung, ein Lernen und Umdenken, das nicht mit Geld zu bezahlen ist [...].«[37]

Keiner der hier angeführten Autoren behauptete, dass diese Entwicklung zum industrialisierten Menschen nicht möglich sei. Es sei nur, so Boßhard, »Pioniergeist« gefragt, Improvisation, Beharrlichkeit und Geduld sowie »ein gewisses kulturelles Verständnis«, um nachzuvollziehen, dass es sich bei dem fehlenden Arbeitseifer der Unterentwickelten nicht um bösartige Motive, sondern um vorindustrielle Verhaltensweisen handele.[38] Empathie sei gefragt, und diese müsse auch in der Vorbereitung schon eingeübt werden: »Wer jahrelang im täglichen Kontakt mit Entwicklungsmenschen stand, weiß – selbst wenn ihm das Zeug zu menschlichem Verstehen gegeben ist –, wie schwer, nahezu unmöglich es oft ist, auch nur den einfachsten Regungen der farbigen Seele nachzutasten.«[39] Auch die Forschungsstelle mahnte an, dass eine zu starke eurozentrische Einstellung die Flexibilität bei der Lösungssuche einschränke.[40]

36 Walter Boßhard, Einordnung westlicher Fachleute in den Arbeitsprozeß eines Entwicklungslandes, in: mondo 2 (1962) 6, S. 1–4, hier S. 2.
37 DED, Entwicklungshilfe, S. 34.
38 Boßhard, Einordnung, S. 3.
39 Ebd.
40 Auswahl- und Ausbildungskriterien, S. 47.

Gefährdete Helfer und ihre Frauen

Im Hintergrund dieser Vorstellung des optimierten Verhaltens stand die offen thematisierte Angst des Versagens der ›entwickelten‹ Menschen. Die Organisationen und ihre Entwicklungsexperten sahen Gefahren auf die westlichen HelferInnen zukommen, die dem Zweck der Entsendung diametral entgegenstanden. Es waren vor allem die klimatischen Bedingungen und die von ihnen diagnostizierte Gleichheit des täglichen Ablaufs, die aus der Perspektive der Tropenmedizin und der Entwicklungsorganisationen für die EuropäerInnen gefährlich und ansteckend wirken sollten. Dennoch stand in der Tropenmedizin, die mit der Entwicklungshilfe wieder ein neues Betätigungsfeld gefunden hatte, nicht die Vermeidung von möglichen Tropenkrankheiten durch Impfungen im Vordergrund. Einen weitaus stärkeren Einfluss auf die Fähigkeit zur Akklimatisierung schrieb ein Herr Bandmann aus Thailand der »moralische[n], seelische[n] und geistige[n] Konstitution des Tropenkandidaten« zu. Tropentauglichkeit hieß demnach für den im Ausland Tätigen, neben der gesunden Grundkonstitution des Körpers eine stabile Persönlichkeit zu besitzen. Die Bedrohungen, denen eine jede Persönlichkeit mehr oder weniger ausgesetzt sei, lauerten laut Bandmann in der Weite des Tropenraumes und den unbegrenzten Möglichkeiten:

»Von der ungeheuren Umstellung aller bisher gewohnten und gefestigten Lebensgewohnheiten, von der zermürbenden Gleichförmigkeit eines Lebens ohne Jahreszeiten, von der Oberflächlichkeit des Lebens in den Tropen, von dem anscheinenden Luxus nach der Enge Europas, der zu Leichtsinn und Unbeständigkeit verführt und besonders den Frauen in den Kopf steigt, von allen diesen Gefahren und Schwierigkeiten [...] weiß der Auswanderer im allgemeinen nichts oder will er nichts wissen.«[41]

Das »Gesundheitsbüchlein für die Tropen« ging noch etwas weiter und prognostizierte, dass die die Verlockungen und Reize regulierenden Mächte, wie Sitten und Religion, in den tropischen Ländern weniger präsent seien und der charakterschwache Europäer ohne diese Instanzen externer Kontrolle zu »Trunksucht und moralischem Verfall« neige.[42] So beschreibt auch Renschler, dass das allabendliche männerbündische Treffen von europäischen Experten ein Nährboden für den bei zu starkem Alkoholkonsum prosperierenden Tropenkoller sei: »Diese Gefahr ist beim Einzelexperten weniger gegeben als bei Gruppen von Experten, die sich allabendlich bei Bier und Whisky treffen, um sich gegenseitig vom Tropenkoller anstecken zu lassen und in Erinnerungen an die Heimat zu schwelgen, die in einer rosigen Farbe erscheint.«[43]

Doch nicht nur mangelnde äußere Sanktionsinstanzen und geographisch-klimatische Herausforderungen stellten aus der Sicht der Entwicklungsapologeten eine Gefahr für die Entwicklungshelfer dar. Auch ein zu starkes Ausleben der geforderten Empathie konnte zu einer Bedrohung, einer Überidentifikation, führen, die mit einer Anpassung an das ›unterentwickelte‹ Arbeitsethos einherginge: »Allzu großes Einfühlungsvermögen birgt allerdings die Gefahr in sich, daß sich der Sachverständige in übertriebener Weise mit der Lebensgemeinschaft des Entwicklungslandes identifiziert und unter Umständen seiner Aufgabe nicht mehr gerecht wird, indem sein Einsatzwille und seine Tatkraft erlahmen und er in einen Zustand der Lethargie verfällt.«[44] Die koloniale Gefahr des *going native*, die sich in derartigen

41 P.J. Bandmann, Akklimatisierung und Tropendiensttauglichkeit, in: Zeitschrift für Tropenmedizin und Parasitologie 5 (1954) 1, S. 1–16, hier S. 1f.

42 Ernst von Haller, Gesundheitsbüchlein für die Tropen, Stuttgart ^{3}1965 (1. Aufl. 1951), S. 4.

43 Renschler, Konzeption, S. 207f.

44 Ebd., S. 185.

Aussagen artikulierte, blieb auch im Entwicklungsdiskurs bestehen. Unter der Annahme, dass Hitze, Weite des Raumes und uneingeschränkte, auch sexuelle, Herrschaftserfahrung die durch den Firnis der Zivilisation nur überdeckte Grausamkeit der Weißen hervortreten lassen würde, fürchteten Kolonialanhänger wie -kritiker einen möglichen körperlichen und psychischen Kontrollverlust vor allem in den afrikanischen Kolonien.[45] Der in der postkolonialen Zeit thematisierte Kontrollverlust war ein Überbleibsel dieses kolonialen Diskurses in der Tropenmedizin. Doch auch die Entwicklungshilfeorganisationen nahmen den Gefährdungsdiskurs auf, indem sie das eigens von ihnen postulierte Anforderungsprofil als mögliche Grenzüberschreitung thematisierten.

Um den Entwicklungshelfer gegen diese Bedrohungen zu immunisieren, wurden Konzepte der Freizeitgestaltung mit in die Ausbildung integriert. Die Freizeit solle nach Möglichkeit nicht nur mit anderen Europäern verbracht werden, sondern auch »im Rahmen des Zumutbaren« gemeinsam mit den Einheimischen. Für den älteren Experten, »der eher etwas zur Zurückgezogenheit neigt«, sollte nach Renschler die den Mann begleitende Ehefrau seine sozialen Kontakte organisieren.[46] Der Zivilstand der Entwicklungshelfer und -experten war in den 1960er Jahren noch von zentraler Bedeutung für die Entwicklungshilfeorganisationen. Das Entsenden von Ehepaaren wurde weithin als beste Möglichkeit gesehen, dem im Männerbund drohenden Verlust westlicher Arbeitsdisziplin zu entgehen. Es sei eine allgemeine Erfahrung, »dass verheiratete Männer, deren Frauen sie begleiten, ausgeglichener arbeiten, sich in den Entwicklungsländern leichter einleben, und dass die Frauen ihren Männern in verschiedener Hinsicht bei der Erledigung ihres Auftrages behilflich sein können [...].«[47] Ungeachtet der verhältnismäßig hohen Prozentzahl weiblicher Entwicklungshelferinnen wurde vor allem der Experte der frühen 1960er Jahre als Mann imaginiert. In der Untersuchung über die möglichen Qualifikationskriterien, die ein deutscher Bewerber für ein Entwicklungshilfeprojekt mitbringen sollte, stellte sich aber auch die Sozialpsychologische Forschungsstelle nur Männer vor.[48] Die DSE machte sich zudem Gedanken über eine möglichst sinnvolle Freizeitgestaltung der mitgereisten Ehefrauen. Zu denken sei, so der Tagungsbericht von 1961, an »dankbare Aufgaben« und »nützliche Tätigkeiten«: »Rote-Kreuz-Helferin, Pflegerin, Krippenleiterin, Kindergärtnerin, Bibliothekarin, Hilfslehrerin, Gewerbelehrerin für Unterricht in einfachen Handfertigkeiten wie Nähen, Stricken, Häkeln, etc.«[49] Für die mitgereisten Frauen sahen die Entwicklungshilfeorganisationen in den 1960er Jahren die Aufsicht über das Hauspersonal und die Organisation der sozialen Kontaktpflege vor: »Mehr als in der Heimat hat sie abendliche Einladungen zu organisieren und sich zu bemühen, ihr Heim zu einem Kristallisationspunkt geselligen Beisammenseins zu gestalten. Die Frau muss auch den Rückhalt in Heim und Familie bieten, wenn der Mann die oftmals übergroßen Anforderungen seiner Arbeit unter erschwerten Umwelteinflüssen bewältigen soll.«[50] In Entsprechung der idealtypischen geschlechterpolitischen und arbeitsphysiologischen Vorstellung einer Balance zwischen Arbeit und Freizeit wurde der mitreisenden Ehefrau die Aufgabe zugeteilt, die Regeneration des männlichen

45 Zum kolonialen Kontrollverlust siehe Sandra Maß, Weiße Helden, schwarze Krieger. Zur Geschichte kolonialer Männlichkeit in Deutschland, 1918–1964, Köln 2006.
46 Ebd., 208.
47 Ebd., 187.
48 Auswahl- und Ausbildungsverfahren, S. 44. Dort finden sich auch andere Beispiele.
49 DSE, Auswahl, S. 6.
50 Renschler, Konzeption, S. 208.

Helfers und Experten zu gewährleisten und ihm die notwendigen Arbeitspausen zu verschaffen, um den Gefahren des *going native* trotzen zu können.

In den Überlegungen, die über die Tätigkeiten der Frauen angestellt wurden, spielten neben ihrer stabilisierenden Funktion auch deren schon erwähnte besondere Anfälligkeit für einen ausschweifenden Lebensstil eine Rolle. Der Aufenthalt in den Tropen brachte demnach auch die Gefährdung des bürgerlichen Eheideals mit sich. Der Export des Ehelebens war zwar als Prävention gedacht, innerhalb derer die Ehefrauen die psychische und physische Stabilität des Mannes garantieren sollten, dennoch galten die europäischen Frauen auch als Einfallstor für die Destabilisierung der Arbeitsdisziplin. Frauen in den Tropen hätten zu viel Zeit, da Haushalt und Kinder vom Personal übernommen würden, so der Tropenmediziner Bandmann:

»Ist sie von Natur aus oberflächlich veranlagt, so wird sie die Zeit mit einem neuen und sehr vergnügliches Leben erfüllen können: Morgenkaffees mit Kartenpartien, Einkaufsvormittage in den Basaren, Cocktailparties und Gesellschaften. [...] Das wirkt am Ende ermüdend, aber was soll man schon tun. [...] Gewiß, der Mann kommt müde nach Hause und mag auch gern einmal daheim bleiben, aber nach der Eintönigkeit ihres Tages ist es gerade das gesellschaftliche Leben am Abend, dem sie mit Erwartung entgegensieht. [...] Die Beschäftigungslosigkeit der Frauen führt zu Eitelkeiten, Neid, Klatsch, Missverständnissen, Ausschweifungen und Verschwendung.«[51]

Gewöhnung an die Tropen sei für Frauen also kaum möglich und ginge einher mit dem Verlust des Geschlechtscharakters: »Ich kenne nur wenige Frauen, auf die dies zutrifft, und sie sind dann meistens von einem Typ, den man als unweiblich bezeichnet.«[52] Die Menschentechnik der frühen Entwicklungshilfe verknüpfte in ihren Vorstellungen von Entwicklung den (Geschlechts-)Körper mit der Ökonomie. Im Hintergrund dieser Annahmen lauerten allerdings zahlreiche Möglichkeiten von Fehlentwicklung, sei es der trunksüchtige, arbeitsfaule Mann oder die launenhafte, gelangweilte (Ehe-)Frau. Am Ende war für einige sogar eine Aufhebung der Bindung des Geschlechtscharakters an den Körper vorstellbar: eine unweibliche Frau. Sich gegen diese Gefahren zu bewähren, war ebenfalls dem Konzept des entwickelten Menschen immanent.

Von der Menschentechnik der 1960er zur Biopolitik der 1970er Jahre?

In einer Zeit gesellschaftlicher Saturiertheit und wirtschaftlicher Prosperität, in der die fordistische Produktionsweise ihren Siegeszug feierte, in der Vollbeschäftigung und Wirtschaftswachstum noch nicht in Zweifel gezogen wurden und die »Zwänge des Produktionsprozesses« allgegenwärtig waren, wurden Vorstellungen einer industriellen Menschentechnik auf die Entwicklungsländer und ihre Bevölkerung übertragen.[53] Als 1966 in der BRD die wirtschaftliche Rezession den Glauben an permanentes Wachstum und ökonomische Stabilität zum ersten Mal erschütterte und die fordistische Massenproduktion sukzessive an ihre Grenzen kam, geriet auch das System der Entwicklungshilfe als

51 Bandmann, Akklimatisierung, S. 7.

52 Ebd., S. 8. Der Tropenmediziner von Haller sah ebenfalls die Gefahr »nervöse[r] Reizbarkeit und moralische[n] Absinkens« bei Frauen, »das Geschlechtsleben vollzieht sich aber, entgegen verbreiteter gegenteiliger Ansichten, vollkommen normal.« Haller, Gesundheitsbüchlein, S. 4.

53 Werner Abelshauser, Deutsche Wirtschaftsgeschichte seit 1945, München 2004, S. 288 ff., 305 u. 326.

finanzielle und habituelle Wirtschaftsförderung in eine Krise. In den 1970er Jahren setzte zudem eine biopolitische Verschiebung in der Entwicklungshilfe ein. Zunehmend standen Gesundheitsfürsorge, Geburtenbeschränkung und Bildung im Vordergrund der Projekte. Parallel dazu fokussierten die Projekte sukzessive stärker Frauen als Trägerinnen einer nachhaltigen Entwicklung und als Parameter, an dem sich der Stand einer gesellschaftlichen Entwicklung ablesen ließe. Eine weitere Verschiebung zeichnete sich in der Ausbildung der EntwicklungshelferInnen ab. Ihre schon in den 1960er Jahren angedeutete, aber keinesfalls im Vordergrund der Anforderungen stehende Selbstreflexion und -relativierung wurde nun zum wichtigsten Ziel der dem Auslandsaufenthalt vorausgehenden Schulung. In den 1960er Jahren entstand das Subjekt des Entwicklungshelfers noch aus der Bewährung und der Abwehr von Gefahren, in den 1970er Jahren jedoch wurde der Zweifel zum konstitutiven Bestandteil seiner Selbstkonstruktion.[54] Der Auslandsaufenthalt wurde nun von vielen EntwicklungshelferInnen im Nachhinein kritisch betrachtet und die Erinnerungsberichte sind von Kritik am Entwicklungsgedanken, an der Praxis der Entwicklungshilfe und an der Beibehaltung der weißen Herrschaftsposition geprägt. Während die Reflexion in den 1960er Jahren noch von Psychologen auf Tagungen, in Expertengesprächen und in Interviewanalysen vorangetrieben worden war, wurde diese Aufgabe am Ende der 1960er Jahre von den HelferInnen selbst übernommen. Der Versuch, anderen Menschen ökonomische Selbsttechniken beizubringen, führte dazu, dass die EntwicklungshelferInnen diesen Auftrag zunehmend selbst in Frage stellten.

54 Das zeigen auch die Ergebnisse der Untersuchung von Wolfgang Clauss/Lutz Huttemann, Einstellungen zur Entwicklungsländerproblematik und Öffentlichkeitsarbeit ehemaliger Entwicklungshelfer, in: Die Dritte Welt. Vierteljahreszeitschrift zum wirtschaftlichen, kulturellen, sozialen und politischen Wandel 5 (1977) 4, S. 417–428; siehe auch: Da beschloss ich Entwicklungshelfer zu werden, hg. v. der Amilcar Cabral Gesellschaft, Bochum 1983.